

Daniela Otto

# Lieben, Leiden und Begehren

Wie Filme unsere Beziehungen beeinflussen.  
Hollywoods geheime  
Liebesbotschaften entschlüsselt

EBOOK INSIDE



Springer

Lieben, Leiden und Begehren

Daniela Otto

# Lieben, Leiden und Begehren

Wie Filme unsere Beziehungen  
beeinflussen. Hollywoods geheime  
Liebesbotschaften entschlüsselt

Mit 22 Abbildungen

 Springer

Daniela Otto  
Rottach-Egern, Deutschland

ISBN 978-3-662-54812-7  
DOI 10.1007/978-3-662-54813-4

ISBN 978-3-662-54813-4 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Teile des Werkes wurden in Form von Audio- und Textbeiträgen von der 39 Values GmbH auf den Seiten [www.radio39.de](http://www.radio39.de) bzw. [www.39values.com](http://www.39values.com) unter dem Copyright "© 39Values GmbH" veröffentlicht. Sie wurden für die Publikation in diesem Buch überarbeitet.

© Springer-Verlag GmbH Deutschland 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Einbandabbildung: © nataliazakharova / stock.adobe.com  
Umschlaggestaltung: deblik Berlin

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Springer ist Teil von Springer Nature  
Die eingetragene Gesellschaft ist Springer-Verlag GmbH Deutschland  
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Für meine Tante Herta, die weiß, was Liebe ist.

# Vorwort

## Von Cinderella zu Tinderella – wie Medien die Liebe verändern



© Jonathan Olley/AP Photo/picture alliance

Medien verändern die Liebe und jedem gesellschaftlichen Liebeswandel geht ein Medienwandel voraus. Das war schon immer so: Wischte einst noch Aschenputtel den Küchenboden, während sie von ihrem Traumprinzen träumte, wischen heute viele Menschen potenzielle Liebespartner auf Datingapps wie Tinder per einfacher Handbewegung weg – von Cinderella zu Tinderella eben. Weggewischt wird damit auch der märchenhafte Traum von einst, in dem zumindest noch in der tagträumerischen Individualfiktion die Aussicht auf ein romantisches „auf immer und ewig“ bestand. Träume von der Liebe gibt es immer noch und sie werden von der Filmindustrie, allen voran der Hollywoodschen, in hochattraktive Geschichten verpackt. Wie aber genau sehen diese zeitgenössischen Erzählungen von der Liebe aus? Was sagen sie über kollektive Sehnsüchte der modernen Gesellschaft aus? Und inwiefern beeinflussen sie unser ganz persönliches Liebesleben, unsere Beziehungen, unsere Sexualität? Dieses Beziehungsverhältnis zwischen Medien und Liebe steht im Mittelpunkt dieses Buches.

Verfolgt wird dabei die These, dass Liebe als Geschichte funktioniert und Filme und Serien – als wohl unangefochten populärste Erzählformen – zu Drehbüchern des eigenen Liebesverhaltens werden können. Kurz: Medien lehren uns, wie man heute liebt. Doch in Blockbuster-Filmen, großem Hollywoodkino und High-End-Serien stecken nicht nur spannende und nachahmungswürdige Liebesdramaturgien, sondern auch geheime Botschaften, die es, will man die gegenwärtige Psychologie der Liebe und der Gesellschaft verstehen, zu entschlüsseln gilt. Warum können Erzählungen wie *Twilight* oder *Fifty Shades of Grey* derart erfolgreich werden? Was sagt *Sex and the City* über paarungswillige

Großstädter und alle, die es werden wollen, aus? Warum entscheidet sich Katniss in *Die Tribute von Panem* für den relativ blassen und braven Peeta und nicht für den weitaus männlicheren, erotisch attraktiveren Gale? Und warum ist das in *Frozen* vorgestellte Liebeskonzept eben doch nicht die ersehnte Lösung für emanzipierte Märchenprinzessinnen? *Lieben, Leiden und Begehren* gibt Antworten auf diese und viele weitere Fragen.

Im ersten Themenblock, „Liebe, Tod und Katastrophe“, wird vor allem eines klar: Die Liebe ist auch heute noch der unangefochtene Grund zu leben, zu überleben und Katastrophen zu meistern. *Romeo und Julia* zeigt das mortale Risiko von Medienkrisen – selbst die größte Liebesgeschichte aller Zeiten bleibt nicht von einer solchen verschont. Wer also in seiner Beziehung reüssieren (und dem Tod entgehen) will, möge diese Medienkrisen bitte meiden. In *Anna Karenina* wird klar, inwiefern Liebe ein großes Theater ist und warum es nicht immer die extreme Liebe sein muss, sondern die bodenständige Partnerschaft ein erfolgversprechendes und heilsames Gegenmodell ist. *Titanic* macht deutlich, dass innere und äußere Katastrophen mit Liebe im Herzen und Vertrauen in die Welt zu überstehen sind. *The Revenant*, eigentlich ein bildgewaltiges Rachedrama, erzählt schließlich eine Geschichte von Liebe und Vergebung.

Auch die Moderne kann nicht ohne Märchen auskommen: Das wird aus dem zweiten Themenblock, „Liebe, Märchen und Moderne“, ersichtlich. Wurde *Frozen* eigentlich als fortschrittlich gefeiert, so zeigt ein genauer Blick auf den Disneyfilm, dass die darin entworfene Liebesdramaturgie problematischer ist, als es zunächst den Anschein hat. *Sex and the City* ist, munteres Liebesleben hin und her, nichts

anderes als eine moderne Aschenputtel-Variante. Die Vampir-Romanze *Twilight* ist nicht nur vage an das Märchen vom hässlichen Entlein angelehnt, sondern verkauft insbesondere das Konzept der vorehelichen Keuschheit (und damit der jungfräulichen Prinzessin) als begehrenswerten Mädchentraum. Und auch wenn in der strukturell hochgradig ähnlich aufgebauten Erzählung *Fifty Shades of Grey* ein wenig Haue erlaubt ist – wenn der Multimillionär die arme Studentin aus dem Baumarkt in das Luxuspenthouse holt, lässt Cinderella noch einmal grüßen.

Ob in *Gone Girl*, *House of Cards*, *The Affair* oder *Sherlock*, die Liebe ist immer auch ein raffiniertes, oftmals fieses Spiel. Insbesondere *Sherlock* zeigt, dass dieses Spiel heute oft ein Medienspiel ist. Im dritten Themenblock, „Liebe, Macht und Spiel“, stehen daher emotionale Machtdramaturgien im Fokus. Die Ehe kann die perfekte Hölle, eine Regierungsform, eine Vollkatastrophe oder ein erotischer Abenteuerspielplatz sein – es kommt eben auf das Drehbuch an.

„Liebe, Sex und Gier“, der nächste Themenblock, reflektiert das Spannungsfeld von Medien, Konsum und Sexualität. *Nymphomaniac* inszeniert die Unersättlichkeit einer emotional unbefriedigten Gesellschaft, *The Girlfriend Experience* führt vor Augen, inwiefern Sex ein knallhartes Business ist, *The Wolf of Wallstreet* macht klar, dass Gier verdammt geil sein kann und nirgendwo wird die medial ausgelöste Fernminne so ironisch-treffend zelebriert wie in *The Bling Ring*, dem Film, in dem Jugendliche alles dafür tun, um sich einmal ins gemachte Bett der vergötterten Stars zu legen.

Nicht zuletzt thematisiert der finale Themenblock, „Liebe, Träume und Gesellschaft“, die den Liebesdramaturgi-

en innewohnenden großen gesellschaftlichen Sehnsüchte. In *Avatar* darf von der harmonischen Allverbundenheit geträumt werden, *Carol* zeigt, ähnlich wie *The Danish Girl*, welche Grausamkeiten Liebende aushalten müssen, die sich gegen Konventionen auflehnen. Der große Blockbuster-Erfolg *Die Tribute von Panem* bringt schließlich auf den Punkt, was es heißt, in Zeiten der Verunsicherung zu leben und zu lieben: sich für die Sicherheit, auch und insbesondere die private, zu entscheiden.

All diese Filme und Serien sind unterhaltsam und sie liefern zudem grandiose, hochemotionale Liebesskripte für das eigene Leben. Lieben, Leiden und Begehren gehören eben nicht nur in Hollywood zu jeder packenden Liebesgeschichte. Wer auf der Leinwand genau hinsieht, sieht mehr – auch im eigenen Liebesleben.

Daniela Otto

Rottach-Egern im Frühjahr 2017

# Danksagung

Allen voran und sehr, sehr herzlich danke ich Hans Christian.

Danke an Annette.

Danke an Heiko.

Danke an Florian.

Danke an Rebecca.

Danke an Bernadette.

Danke an meine Familie.

1010.

# Inhaltsverzeichnis

## Teil I

### Liebe, Tod und Katastrophe

- |          |  |    |
|----------|--|----|
| <b>1</b> | Romeo + Julia: Liebeskrisen als Medienkrisen . . . . . | 3  |
| <b>2</b> | Anna Karenina: Das große Theater der Liebe . . . . .   | 21 |
| <b>3</b> | Titanic: Das Herz überlebt . . . . .                   | 35 |
| <b>4</b> | The Revenant: Der Atem des Anderen . . . . .           | 49 |

## Teil II

### Liebe, Märchen und Moderne

- |          |   |    |
|----------|---|----|
| <b>5</b> | Frozen: Single, aber glücklich? . . . . .         | 67 |
| <b>6</b> | Twilight: Vom (Un-)Glück der Keuschheit . . . . . | 83 |

- 7** Sex and the City: Aschenputtel in der Großstadt . . . . . 95
- 8** Fifty Shades of Grey: Und er verliebt sich doch . . . . . 111

## **Teil III**

### **Liebe, Macht und Spiel**

- 9** Gone Girl: Die perfekte Hölle . . . . . 123
- 10** House of Cards: Liebe als Regierungsform . . . . . 137
- 11** The Affair: Spielplatz der kaputten Helden . . . . . 153
- 12** Sherlock: Brainy is the new sexy –  
Liebe als Medienspiel . . . . . 169

## **Teil IV**

### **Liebe, Sex und Gier**

- 13** Nymphomaniac: Einer geht noch . . . . . 181
- 14** The Girlfriend Experience: Sex als Business . . . . . 191

**15** The Wolf of Wallstreet: Gier ist geil ..... 203

**16** The Bling Ring: Im Bett mit den Stars ..... 213

## Teil V

### Liebe, Träume und Gesellschaft

**17** Avatar: Der Traum von der kollektiven Liebe ..... 229

**18** Carol: Heldinnenreise – zum Sinn des Liebeskummers 247

**19** The Danish Girl: Liebe als künstlerischer  
Schöpfungsakt ..... 263

**20** Die Tribute von Panem: Sichere Liebe  
in unsicheren Zeiten ..... 277

**21** Nachwort: Von La La Land zu Tralala –  
ein Hoch auf die verliebten Narren ..... 293

# Über die Autorin



Dr. phil. Daniela Otto ist promovierte Literaturwissenschaftlerin, Journalistin und Dozentin für Literatur-, Film- und Medienwissenschaften. Für ihre Kolumne über die Liebe beim Internetsender Radio39 wurde sie mit dem Internationalen Otto Mainzer Preis ausgezeichnet.

# Teil I

## Liebe, Tod und Katastrophe

Wenn für Sie die große Liebe stets im Mittelpunkt steht, wenn Ihnen eine durchschnittliche Beziehung niemals genügt, sondern Sie stets das extreme Gefühl suchen, wenn Ihnen ein Leben ohne den Partner sinnlos erscheint, wenn Sie völlig aufgehen in allem, was Sie mit Ihrem Geliebten teilen, dann seien Sie sich bewusst, dass Ihr Liebesleben möglicherweise ein großes Theater darstellt, das jederzeit in einer Tragödie enden kann.

Vier Liebesdrehbücher für Dramaqueens und Dramakings.

# 1

## Romeo + Julia: Liebeskrisen als Medienkrisen



© Impress/United Archives/picture alliance

Warum geht es uns allen gut, doch keiner ist glücklich? Warum sind wir in Beziehungen, aber trotzdem nicht erfüllt? Warum haben wir Sex, bleiben aber unbefriedigt? Warum haben wir Angst davor, uns zu binden, und sind doch unerfüllt, wenn wir alleine sind? Warum scheuen wir vor großen Gefühlen zurück und sehnen uns doch nach nichts anderem? Warum trauen wir uns nicht mehr, uns für feste Partnerschaften zu entscheiden, warum bevorzugen wir die Beliebigkeit, die uns doch nur leer zurücklässt? Warum, ja warum nur, ist es mit der zeitgenössischen Liebe so schwer?

Machen wir uns auf die Suche nach Antworten. Schauen wir dafür genau hin – auf unser eigenes Leben, auf das Leben der anderen, aber auch auf das Leben, das glitzernd und schillernd und dramatisch und tragisch von den Leinwänden auf uns herunterstrahlt, das Leben, das wir auf Theaterbühnen sehen, das Leben, von dem wir Seite für Seite in Büchern lesen. Denn wir lernen in all diesen im Kunst- und Mediensystem grassierenden Geschichten viel, sehr viel, über die Liebe. Wir können sogar so weit gehen und sagen, dass wir durch diese Geschichten die Liebe selbst erlernen – oder, noch präziser: die Dramaturgie der Liebe. Was genau aber heißt das, Dramaturgie der Liebe? Es heißt, dass uns durch die medialen Inszenierungen narrative Muster vorgegeben werden, die uns eine Anleitung geben, „wie“ man heute „richtig“ liebt, ja, wie man seine eigene Liebesgeschichte schreiben und erzählen kann.

Der amerikanische Psychologe Robert J. Sternberg vertritt die Theorie, dass Liebe immer als Geschichte funktioniert und wir nach kulturell verankerten ‚Drehbüchern‘ lieben. In seinem Buch *Love Is a Story* bzw. zu Deutsch: *Warum*

*der Gärtner nie auf die Prinzessin hereinfällt*, schreibt er, „daß wir dazu neigen, uns in Menschen zu verlieben, deren Geschichten mit unseren identisch sind oder ihnen gleichen, deren Rollen in diesen Geschichten aber die unseren ergänzen“ (Sternberg 2002, S. 10). Erzähltheorien besagen, dass unser Selbstverständnis als Subjekt auf der permanent stattfindenden Ich-Erzählung unseres Lebens beruht: Wir stiften Identität, indem wir erzählen und ordnen, verstehen und erklären unser Leben, indem wir es erzählen. Hier sind wir im Kontext der narrativen Psychologie, die vom sinnstiftenden Potenzial von Erzählungen ausgeht. Jonathan Gottschall hat den Begriff des *Storytelling Animal* geprägt und schreibt, dass wir als Spezies „addicted to story“ seien (Gottschall 2013, S. XIV). Und wir sind, ganz klar, als menschliche Gesellschaft auch süchtig nach Liebesgeschichten. Sternberg erläutert, dass Liebe im Grund genommen dann funktioniert, wenn ein Paar Lust auf das gleiche Skript und Spaß dabei hat, diesen Lebensfilm gemeinsam zu drehen: „Verlieben wir uns nun in eine Person, deren Geschichte sich von unserer stark unterscheidet, sind sowohl die Beziehung wie auch die ihr zugrundeliegende Liebe gefährdet“ (Sternberg 2002, S. 10). Wenn also eine Frau, die vom Leben als Märchenprinzessin träumt, auf einen Mann trifft, der am liebsten Pirat wäre, könnte das schwierig werden. Wenn Drama Queen einen Drama King datet, sieht das schon wieder besser aus, aber wenn der Mann einfach nicht den Gentleman-Part in der imaginierten schnulzigen Cornwall-Landhaus-Romanze einnehmen, sondern den coolen Kerl von nebenan mimen und die Route 66 mit seinem Motorrad fahren will, nun, was soll man sagen? Wehe dem, der gegen das Drehbuch verstößt. Aus einem kulturellen Groß-

schatz wählen wir, ob uns das bewusst ist oder nicht, unsere ganz eigene Liebesgeschichte aus. Dabei handelt es sich um eine subjektiv ausgesuchte und damit individuell vollkommen erscheinende, eine medial inspirierte, eigens erträumte und angestrebte Liebe, die es im echten Leben nachzuahmen gilt.

„Jedem von uns ist eine ideale Geschichte über die Liebe zu eigen, und sie kann das Wichtigste sein, was wir über uns erfahren“ (Sternberg 2002, S. 19).

Es ist folglich empfehlenswert, sich der Bedeutungskraft von Liebesgeschichten bewusst zu werden, sich zu fragen, warum uns nun genau diese oder jene Geschichte derart fasziniert, warum Millionen von Menschen immer wieder ins Kino rennen, um genau den einen Film zu sehen (und andere Liebesfilme eben explizit nicht) und es ergibt auch Sinn, sich einen Partner zu suchen, dessen imaginierte Liebesgeschichte zur eigenen passt. Wer die Psychologie der Liebe verstehen will, muss auch die Psychologie der Liebesgeschichten verstehen. Genau dies soll in diesem Buch passieren. Im Fokus stehen erfolgreiche Filme und Serien, die ins kollektive Gedächtnis eingegangen sind und deren Geschichten zu nachlebenden Drehbüchern der Liebe geworden sind.

Dabei waren Medien und Liebe schon immer ein ergiebiges Paar und nichts weniger als fundamental aufeinander angewiesen. Dies hat wohl niemand deutlicher dargelegt als Roman Giesen. Der Literaturwissenschaftler zeigt, „dass Medien in ihrer gesamten Ausfaltung in Liebessituationen eingesetzt werden“ (Giesen 2014, S. 9). Denken Sie nur

an Liebesbriefe, das Liebeslied, an verschlüsselte Botschaften, geheime Zeichen, an SMS-Flirts und Online-Partnerbörsen, an Telefonate und Voicemails, an verschickte Fotos und Whatsapp-Chats. Medien waren schon immer da und sie haben schon immer die Liebe unterstützt, lediglich ihre Form hat sich gewandelt. Und natürlich wandelt sich, wenn man von einer gegenseitigen Beeinflussung bzw. Angewiesenheit ausgeht, damit auch die Liebe selbst. Bei genauerem Hinschauen entpuppen sich Liebeskrisen oftmals als Medienkrisen – die wohl berühmteste Liebesgeschichte überhaupt, William Shakespeares *Romeo und Julia*, ist beispielsweise so ein Fall: Immerhin ist ein nicht zugestellter Brief schuld an all dem Leid. Und selbst heute verursachen nicht zugestellte SMS, Whatsapp-Nachrichten mit nur einem, zwei grauen oder wahlweise zwei blauen Haken, mitunter tiefste Liebesdramen.

Bleiben wir bei *Romeo und Julia*. Das im Drama entworfene Liebeskonzept ist quasi die Quintessenz der romantischen Liebe. Kurz zur Erinnerung: Romeo und Julia verlieben sich ineinander, obwohl ihre Eltern schwer verfeindet sind. Sie trotzen allen Widerständen, lassen sich heimlich von Pater Lorenzo trauen, der wie eine Art Mentor das junge Paar betreut. Doch ein Kampf zwischen Romeo und Julias Cousin Tybalt, bei dem Romeo diesen tötet, führt dazu, dass Romeo von Verona nach Mantua fliehen muss. Julia, deren Eltern sie in der Zwischenzeit mit einem anderen Mann, Paris, verheiraten wollen, wendet sich in ihrer Verzweiflung an Pater Lorenzo. Dieser gibt ihr ein Elixier, das sie in einen todesähnlichen Schlaf versetzt – und bietet ihr damit eine Möglichkeit, der unerwünschten Vermählung zu entgehen. Romeo soll von diesem Plan durch einen Brief erfahren.

Doch diese Nachricht wird ihn niemals erreichen und damit nimmt die Tragödie endgültig ihren Lauf. Durch einen Freund erfährt er von Julias vermeintlichem Tod, reist verzweifelt zurück nach Verona und sieht seine Geliebte in der Familiengruft liegen. Fest entschlossen, das Leben ohne sie nicht fortführen zu wollen, nimmt er Gift und stirbt an ihrer Seite. Just in dem Moment erwacht Julia, realisiert, was passiert ist und begehrt mit Romeos Dolch Selbstmord.

Natürlich, mehr Drama geht kaum. Doch was genau fasziniert uns, über vierhundert Jahre nach ihrer Entstehung, noch heute an dieser Geschichte? Es ist die Radikalität, mit der das junge Paar liebt. Es ist die radikale Konsequenz, mit der beide ihr Leben ohne den anderen als unlebbar empfinden. Es ist das radikale Konzept einer Liebe, das im Falle eines Scheiterns die Selbstausslöschung impliziert. Es ist die radikale Lieben-oder-Sterben-Einstellung. Es ist die radikale Idee, ohne den anderen nicht existieren zu können, es ist die radikale Haltung, erst durch den anderen vollkommen zu sein, ‚ganz‘ zu werden. Es ist ein radikales antiindividualistisches Gefühl. Die völlige Hingabe an den anderen impliziert zudem eine radikale Bereitschaft zum Leiden, eine buchstäbliche *Leidenschaft*, ein Gefühl, das in seiner Intensität vielleicht nicht gerade das ist, was wir als *gesund* bezeichnen würden.

Romeo und Julia begeben sich in ein maximales emotionales Abhängigkeitsverhältnis. Es handelt sich somit um eine obsessive Liebe, die Absolutheitsanspruch erhebt. Mit Romeos berühmtem Bekenntnis: „Hat mein Herz geliebt?“ wird dies besonders deutlich: Jegliche Gefühlsregungen vor der Liebe zu Julia – und Romeo schwärmt noch zu Beginn von Rosalinde – werden ad hoc komplett

negiert. Gewissermaßen findet ein emotionaler Kahlschlag statt. In dem Moment, da Romeo Julia erblickt, erkennt er die wahre Liebe und erhebt diese über alles. Romeos Blick fixiert sich auf die Geliebte und blendet in letzter Konsequenz sämtliche Alternativmöglichkeiten aus: Es gibt nur das Leben mit Julia oder keines. Julias Tod lässt ihn seinen eigenen als notwendig und unumgänglich erscheinen. Damit einher geht der Gedanke, dass eine Vereinigung nach dem Tod möglich ist. Der Liebe wird somit noch eine weitere Dimension gegeben: Sie wird zum Erlösungsverprechen und tritt in einen sakralen Deutungsraum ein. Die Liebe wird selbst zum Heiligtum stilisiert, der oder die Geliebte wird gottgleich angebetet. Das Leben nach dem Tod erscheint tatsächlich paradisisch, weil dort eine heilige Ehe möglich erscheint. Die Liebe selbst wird zur Religion und in diesem Zuge verzeiht man als Christ dem jungen Liebespaar sogar die Todsünde des Suizids – so rein, so integer, so herzergreifend ist ja die Motivation dahinter.

*Romeo und Julia* fasziniert und gilt nicht ohne Grund als die bedeutendste Liebesgeschichte der Weltliteratur – und das, wie gesagt, bis heute. Dass diese Geschichte auch bei einem zeitgenössischen Publikum noch funktioniert, hat Baz Luhrmanns Neuverfilmung mit Leonardo DiCaprio und Claire Danes aus dem Jahre 1996 bewiesen: Modern war das Setting, die Dialoge blieben originalgetreu und der Film wurde ein voller Erfolg. Das mag zu einem Teil dem Teenieschwarm Leonardo DiCaprio geschuldet gewesen sein, gewiss. Dennoch sagt diese so positive Rezipientenauffassung vieles über die zeitgenössischen Liebesehnsüchte aus. Zum einen nämlich, dass wir uns massiv nach einer solch emotionalen Intensität und auch Radikalität, wie sie in *Ro-*

*meo und Julia* dargestellt werden, sehnen. Zum anderen, dass diese Sehnsucht nur aufgrund eines starken Defizits entstehen kann: Die Moderne hat für eine ebensolche Gefühlsdominanz kaum mehr Verständnis, bietet keinen Raum dafür und etikettiert ein solches Verhalten schnell mit dem Label „pathologisch“. Stellen wir diese Aussage auf die Probe. Wie finden wir jemanden, der sich aus Liebe umbringt? Faszinierend wie Romeo? Oder unheimlich, schwach, psychisch instabil? Wohl eher letzteres. Der Selbstmord aus Liebe, der in *Romeo und Julia* das entscheidende Moment ist, das dieses Drama im Kanon der Liebesliteratur als unangefochtene Nummer eins verewigt, hat im echten Leben wenig Glamour. Dies formuliert die Soziologin Eva Illouz in ihrer Analyse über das zeitgenössische Liebesleiden treffend:

„Zu sterben, Selbstmord zu verüben oder ins Kloster zu gehen, zählt nicht mehr zu unseren kulturellen Repertoires und schon gar nicht mehr zu denen, auf die wir stolz sind“ (Illouz 2011, S. 11).

Indes liegt im Selbstmord nicht nur maximales dramatisches Potenzial, sondern auch das Potenzial zur Selbsterhöhung. So heißt es bei Roland Barthes:

„Die Lösungsidee ist immer eine pathetische Szene, die ich mir ausmale und die mich bewegt; kurz, ein Theater. Und eben dieses theatralische Wesen der Idee mache ich mir zunutze: dieses Theater des stoischen Genres hebt mich, verleiht mir Größe“ (Barthes 1984, S. 47).

Wer also Hang zum theatralischen Liebesskript hat und zumindest die fiktive Idee der Selbsttötung aus Liebeskummer (auf eine bizarre Weise) attraktiv findet, mag dies auch aus einer narzisstischen Motivation heraus tun. Kein Abgang kann im Sinne einer „Kunst der Katastrophe“ (auch die katastrophale Romanze ist ein spannendes Liebesnarrativ) dramatischer sein – und doch funktioniert ein solcher jenseits des Kunst- und Mediensystems nur schlecht. Oder anders formuliert: Auf der Theaterbühne und ins rechte Licht gerückt stirbt es sich ästhetischer (und eben doch nur fiktiv) (Barthes 1984, S. 47).

Und hiermit sind wir bei einem Grundmuster im Spannungsfeld von zeitgenössischer Liebe und Medien angelangt: Wir sehen etwas, nach dem wir uns sehnen, das wir aber so nicht leben können, nicht leben dürfen und vielleicht sogar in letzter Konsequenz bzw. Inkonsequenz nicht einmal leben wollen. Die medialen Liebesdramaturgien entfachen in uns ein Verlangen, das kaum erfüllbar ist. Unser Begehren wird geschürt, aber nicht gestillt. Wir befinden uns in einem Zustand permanenter Erregung und anhaltender Unbefriedigung. Plakativ lässt sich formulieren: Wir sind oversexed und underfucked.

Zudem treiben wir selbst diesen Zustand durch unsere eigene Mediennutzung noch auf die Spitze: Zeitgenössische Vernetzungsmedien beschleunigen, dramatisieren und intensivieren die Liebeskommunikation. Das Internet hat einen *globalen* Heiratsmarkt und das Konzept „kollektiv verfügbarer Intimität“ eröffnet, es gibt Datingapps, Partnervermittlungen, Cybersex und jede Menge mehr, was unser Erregungspotenzial immerzu weckt (Giesen 2014, S. 152).

Doch zurück zu *Romeo und Julia*. Schauen wir uns an, was wir von dieser Geschichte im Hinblick auf den Zusammenhang von Liebe und Mediennutzung lernen können. Wie bereits erwähnt, ist ein Kommunikationsmedium schuld an der Misere: ein nicht zugestellter Brief. Die Störung im Kommunikationssystem endet in *Romeo und Julia* tödlich. Das muss nochmals explizit betont werden – keiner der Protagonisten nimmt sich das Leben aus unerwiderter Liebe, weil einer der beiden die Scheidung einreicht oder fremdgeht. Nein, schuld ist nicht mangelndes Gefühl, eine Beziehungskrise oder ein Streit, schuld ist letztlich alleine eine nicht reibungslos funktionierende mediale Kommunikation. Kommunikationsmedien sind auch heute noch hochgradig stör anfällig. Verfolgen lässt sich nun die These, dass ein Großteil der Beziehungsprobleme keine emotionalen, sondern mediale Krisen sind. Der nicht zugestellte Brief aus *Romeo und Julia* kann hierfür als Sinnbild dienen.

Prinzipiell kann man davon ausgehen, dass zeitgenössische Vernetzungsmedien die Kommunikation *erleichtern* sollen. Durch SMS, Chat-Nachrichten, E-Mails, Telefonate, Voicemails und FaceTime oder Skype wird vor allem eines hergestellt: gefühlte Nähe. Vernetzungsmedien sind Distanzüberbrücker. Entfernungen können heute durch Technik überwunden werden; wir müssen nicht mehr wochenlang auf einen Brief warten; wir können uns verbinden, wenn wir uns einsam fühlen. Wir können uns in dem Gefühl wähen, niemals alleine sein zu müssen. Das ist freilich ein trügerisches Gefühl. Denn das mit der Kommunikation – insbesondere der zwischen Liebenden – ist so eine Sache.

Fragen Sie sich: Was ist das Ziel Ihrer Kommunikation? Vermutlich wird Ihre Antwort lauten: Sie wollen verstan-

den werden. Denn JA, das ist es, wonach wir uns sehnen: nach Verständnis. Dieses Verständnis fordern wir von unserem Liebespartner geradezu exzessiv ein. Es gibt kaum ein schlimmeres Vergehen, als den anderen ‚nicht zu verstehen‘. Wer sich unverstanden fühlt, der leidet schnell. Auch diese Erwartungshaltung des gegenseitigen Komplettverständnisses im Sinne einer „(Privat-)Sprache der Liebe“ ist Resultat eines romantischen Liebeskonzepts (Giesen 2014, S. 9; der Autor bezieht sich an dieser Stelle auf Barthes 1984). Hierbei gehen wir sogar so weit, dass wir nicht nur den Sinn der Worte des anderen verstehen wollen, sondern den anderen sogar nonverbal verstehen sollen. Man soll dem Partner die Wünsche von den Lippen ablesen, sein Inneres soll vor einem liegen wie ein offenes Buch. Ein Blick soll mehr als tausend Worte sagen – Sie erkennen, dass sich der Anspruch des Totalverstehens auch in den Sprachgebrauch eingeschlichen hat. Bei Michel de Montaigne lesen wir:

„Was sagen sich Verliebte nicht alles mit den Augen: Zorn, Versöhnung, Bitten, Danken, Verabredungen usw. Auch das Schweigen kann sehr wohl noch bitten und sprechen“ (de Montaigne 1953, S. 194 f.).

Der maximale seelische Verschmelzungsanspruch der romantischen Liebe impliziert auch das gegenseitige kommunikative Komplettverständnis.

Tatsächlich aber ist die Kommunikation als solche jenseits dieser Utopie hochproblematisch. Das besagen viele Kommunikationstheorien. Manche Wissenschaftler, wie zum Beispiel der Hirnforscher Gerhard Roth, proklamieren sogar das Missverstehen als den Normalfall und das Verste-

hen als die Ausnahme (vgl. Roth 2001, S. 367). Warum? Weil keine Information direkt von einem Hirn in ein anderes fließen kann; weil kein Informationsaustausch direkt stattfinden kann; weil das, was Sie sagen, von dem, der es hört, jeweils individuell verstanden und interpretiert wird. Ob Sie jemand versteht, können Sie in keinem Fall *wissen* – Sie können höchstens *das Gefühl haben*, verstanden zu werden. Doch wo entsteht dieses Gefühl des Verstandenseins? In Ihnen selbst. Der Soziologe Niklas Luhmann formuliert dies so:

„Es gibt keine Einheit der Operationen mehrerer Bewusstseinsysteme, und was immer als ‚Konsens‘ erscheint, ist Konstrukt eines Beobachters, also seine Leistung“ (Luhmann 1995, S. 39).

Gewissermaßen ist somit gelungene Kommunikation ein herrliches Selbstbetrugsmanöver: Und die Liebe ist die Königin des Selbstbetrugs. Die Liebe versetzt uns in einen Zustand, in dem wir uns selbst das Gefühl geben, zu verstehen und verstanden zu werden. Wie der Literaturwissenschaftler und Psychologe Bernd Scheffer erklärt, ist Liebe eine grandiose Form der Selbsttäuschung, die uns das Gefühl gibt, Unvereinbares zu vereinen und direkt mit der Welt verbunden zu sein (vgl. Scheffer 2004 sowie sein unveröffentlichtes Manuskript *Medien als Passion*).

Auch dieses illusionäre Gefühl wird aus uns selbst heraus gebildet, ist das Phänomen unseres Bewusstseins – es hängt weit weniger von unserem Partner ab, als wir glauben. Liebe bildet eine Art imaginäre Brücke zwischen dem eigenen Bewusstsein und dem Bewusstsein des Geliebten – schein-

bar mühelos können wir darauf hin- und herspazieren und, wenn wir das so bildhaft ausdrücken wollen, dabei fröhlich pfeifen oder singen.

Mit Medien wollen wir eine solche Brücke permanent bauen bzw. festigen. Indem wir uns miteinander in Kontakt setzen, indem wir SMS verschicken, telefonieren, E-Mails schreiben und chatten, prüfen wir immer wieder, ob diese Kommunikationsbrücke stabil ist oder ob sie sich zur wackligen und löchrigen Hängebrücke entwickelt hat. Im Grunde genommen wollen wir immer unser eigenes Empfinden *bestätigen* und uns selbst sagen können: Ja, wir verstehen uns noch.

Doch diesem Bedürfnis nach Bestätigung steht etwas gegenüber, das symptomatisch für das gegenwärtige Liebesleiden ist: die hausgemachte Verunsicherung. So bieten zeitgenössische Vernetzungsmedien auch einen enormen Raum für stressige Gedanken, die zu regelrechten Liebesqualen werden können. Wichtig ist auch hier zu betonen, dass diese stressigen und quälenden Gedanken im Individuum selbst entstehen. Entgegen der Vorstellung, dass einen „der andere stresst“, der mal wieder nicht antwortet, müssen wir uns bewusst machen, dass uns nur das stresst, was wir selbst über das Verhalten anderer denken.

Beispiele aus dem Alltag gibt es hierfür genügend. Erinnern Sie sich an eine Situation, in der Sie das Kommunikationsverhalten eines von Ihnen geliebten und bzw. oder begehrten Menschen gestresst hat. Meist ist eine späte oder gar keine Antwort schuld an einer kleinen bis hin zu großen Nervenkrise. Versetzen Sie sich zurück in diese Situation und spüren Sie in sich hinein, wie Sie sich gefühlt, was Sie sich gedacht haben. Waren Sie unruhig? Konnten Sie nicht

mehr entspannt atmen? Hatten Sie Herzklopfen? Haben Sie alle zwei Minuten aufs Handy geschaut? Dachten Sie Dinge wie: Er mag mich nicht? Ich bin ihm nicht wichtig? Ich bin nicht gut genug? Habe ich etwas Falsches geschrieben? Warum habe ich überhaupt geschrieben?

Wenn Ihnen Sätze wie diese bekannt vorkommen, atmen Sie auf. Sie sind in bester Gesellschaft: Es geht vielen so – was es aber trotzdem nicht unbedingt besser macht. Versuchen wir das Problem genauer zu verstehen. Wie kommt es überhaupt zustande? Alltagssprachlich sprechen wir vom sogenannten „Kopfkino“. Das Kopfkino lässt sich als narrative Lücke definieren, die unsere Vorstellungskraft zu füllen versucht. Stellen Sie sich, erneut im Sinne der narrativen Psychologie, Ihr gesamtes Leben als Film vor, dann wird dies deutlicher. Unsere einzelnen Handlungen reihen sich wie Szene an Szene aneinander. Wie bereits eingangs erwähnt, erschließen wir unser Leben erzählerisch, das heißt: Indem wir erzählen, entsteht Sinn, erklären wir uns unser eigenes Handeln. Den ganzen Tag über erzählen wir kleine Geschichten, das fängt schon am Frühstückstisch an, wenn wir unserem Partner erzählen, dass wir noch so müde sind, weil wir gestern so lange gearbeitet haben oder wenn wir nach Hause kommen und erklären, dass wir schlechte Laune haben, weil wir uns mit unserem Kollegen gestritten haben. Wir verbinden einzelne Momente bzw. Handlungen kausal-logisch durch Narration. Über die Sprache finden wir einen Sinn in Dingen und um unsere eigene Handlungsmotivation zu verstehen – oder die anderer – brauchen wir eine möglichst lückenlose Erzählung. Stellen Sie sich einen Film vor, der auf einmal einen Riss hat: Was passiert in den Szenen, die Sie verpassen? Sie kommen kaum umhin, sich Ihre